Olga Heindl. 2017. *Aspekt und Genitivobjekt. Eine kontrastiv-typologische Untersuchung zweier Phänomene der historischen germanischen Syntax* (Stauffenburg Mediävistik 1). Stauffenburg: Tübingen. 266 S.

Besprochen von **Richard Schrodtt**: Klederinger Straße 69/9, A-1100 Wien,
E-Mail: richard.schrodtt@gmail.com

<https://doi.org/10.1515/zrs-2018-0011>

Thema dieser Arbeit ist die Beschreibung der Formen des grammatischen Aspekts in den älteren germanischen Sprachen und der Versuch, die Zusammenhänge von Aspektualität, Transitivity und Kasussetzung für die Erklärung des Genitivschwundes nutzbar zu machen. Im Gotischen und Althochdeutschen sind die *ge*-Verben perfektive Verben und stellen eine Situation mit ihren Grenzen aus einer Außenperspektive dar. Sie sind demnach in Kontexten ausgeschlossen, die mit einer holistischen Interpretation der Handlungssituation nicht vereinbar sind. Anders verhält es sich im Fall der Simplizia: Sie sind aspektneutral, obwohl die Affinität zur Imperfektivität im Gotischen noch stärker ausgeprägt war. Präfigierte Verben im Althochdeutschen stehen dem perfektiven Aspekt noch näher als im Gotischen, während andererseits die *ge*-Verben dazu tendieren, fakultativ gesetzt zu werden, und die Simplizia in perfektivierende Bereiche eindringen. Diese Aspektopposition perfektiv-neutral löste sich dann im Mittelhochdeutschen zunehmend auf. Diese Formen der Entaspektualisierung sind verstärkt im Mittelhochdeutschen zu beobachten. Der Gebrauch der *ge*-Verben zeigt sich nur in einigen Bereichen und kann daher nur noch als fakultatives Mittel zur Perfektivitätsmarkierung angesehen werden. Damit hängt auch die Verschiebung der Funktionsbereiche des Genitivobjekts zusammen. Heindl charakterisiert die Funktionen des Genitivs in den älteren germanischen und slawischen Sprachen als indefinite, spezifische Partitivität bzw. Mengenpartitivität und spricht sich für diese Entwicklungsfolge aus (S. 243):

quantifikatorische Funktion (Partitivität) → Iterativitäts-/Habitualitätsmarker → Stativitätsmarker

Der Akkusativ findet sich dagegen vorwiegend in dynamischen Situationen. Das alles sieht die Verfasserin durch ihre Analyse der Genitivfunktionen im Objektbereich des mhd. Textes *Herzog Ernst* bestätigt. Es drängt sich der schon länger vermutete Zusammenhang mit der Entwicklung des deutschen Artikels auf, eingeleitet durch den Ersatz des indefiniten Artikels *ein* mit partitiver Funktion durch den Nullartikel und Artikelwörter wie *etwas* oder *einige* im heutigen Deutsch. Dazu kommt der Ersatz des Genitivobjekts durch Akkusativobjekt und Präposi-

tionalobjekt. Als Erklärungsthese werden Veränderungen im Bereich der Verbsemantik, vermehrter Gebrauch von zusätzlichen lexikalischen Ausdrücken und Indefinita wie *niemand*, *kein* usw. sowie ein gesamtindoeuropäischer Umbau der Transitivitätsmarkierung vom Objektbereich zum Phrasenbereich vorgebracht, letztlich also ein Wechsel von morphologischer zu syntaktischer Bezeichnung grammatischer Funktionen.

Während dieser Beschreibungsansatz plausibel ist und durch typologische Parallelen in anderen Sprachen gestützt wird, sind die einzelnen Analysen und Kategorisierungen im Einzelfall problematisch. Der auf S. 22 beschriebene Fall (prototypische Zustände ohne Zeitdauer: *Er wusste drei Stunden lang Griechisch*) mag philologisch und inhaltlich auffällig sein, nicht aber das Beispiel *Er wusste zwölf Stunden lang nicht, wo er war* (S. 24). Energietransfer setzt häufig die Existenz eines Agens voraus, nicht bei Zuständen, also „ich kann nicht (willentlich) aufhören, etwas zu wissen“ – aber deutlich bei Aktivitäten („ich kann aufhören, etwas zu bedauern“). Die Kontrollrelation ist also ein problematisches Analysemerkmal (das trifft auch auf den in S. 25, Anm. 8 zitierten Satz zu). Zu dem auf S. 30f. angesprochenen Unterschied von Perspektivenaspekt und lexikalischem Aspekt ist festzustellen, dass dieser Unterschied in den slawischen Sprachen deutlich sein mag, nicht aber in den Sprachen mit weniger grammatikalischem Aspekt. Schon hier hätte man darauf hinweisen müssen, dass es offensichtlich verschiedene Grammatikalisierungsstufen gibt. Auf S. 104 wird dann das Problem der Grammatikalisierungsstufen wieder angesprochen, ohne theoretisch zureichend geklärt zu werden (Was ist eine „starke Tendenz“?). Diagnostische Kontexte für den Perspektivenaspekt sind jedenfalls oft nicht eindeutig.

In anderen Fällen scheint eine aspektuelle Differenz durchaus nachvollziehbar, was gegen eine prinzipielle Austauschbarkeit sprechen kann. Auf S. 110f. wird in (85a,b) kontrastiert: *er geschouf uns* – *er schouf den aller besten fride*. Gemeint ist doch „er erschuf uns“ – „er bereitete den allerbesten Frieden“, also eine punktuelle Handlung (perfektiv) vs. eine Handlung mit einer wahrnehmbaren Dauer (imperfektiv). In anderen Fällen (S. 114, Beispiele 89a,b) wird zu Recht auf den fakultativen Charakter der verbalen *ge*-Varianten hingewiesen. Immerhin könnte man argumentieren, dass in der Phrase *ein ende nemen* die Abgeschlossenheit der Handlung schon durch das Objekt bezeichnet ist und daher das Präfix entbehrlich ist. Das könnte damit erklärt werden, dass die Aspektualität in der Verbalphrase aus sprachökonomischen Gründen nur einmal bezeichnet werden muss, entweder im Verbalbereich oder im Objektbereich.

Während die sprachtypologische Untersuchung eine wertvolle Basis für die Darstellung der Aspektverhältnisse bietet (und damit zugleich auch einen guten Überblick über die slawistische Forschung gibt), bleibt die wissenschaftstheoreti-

sche und grammatologische Begründung der einzelnen Argumentationsschritte in manchen Bereichen unklar. Heindls Konzept der Grammatikalisierung wird nicht deutlich, die verschiedenen Ansätze der Kasustheorie werden nicht ausreichend charakterisiert, der Umbau (bei Heindl „Umwälzung“) der Transitivitätsverhältnisse in den germanischen Sprachen wird zwar erwähnt, aber nicht genau dargestellt. So bleibt die Frage offen, ob die beschriebenen Veränderungen im Kasusbereich Ursache oder Folge dieses Umbaus sind. Es wird auch nicht klar, ob die Autorin eine starke oder eine schwache Hypothese der formalen oder funktionalen sprachlichen Universalien vertritt. Der ausführliche Vergleich mit den slawischen Sprachen legt die jeweils starke Variante nahe; doch dann sollte man auch die alternativen Auffassungen diskutieren, wie sie William Croft in seiner *Radical Construction Grammar* (2001) vertreten hat. Dadurch gewinnt die Auseinandersetzung mit der älteren Literatur und der älteren Begrifflichkeit in vielen Fällen eine dezisionistische Qualität. So wendet sich Heindl gegen die Ablativitätsauffassung des Genitivs, die der Rezensent (PBB 114, 1992) im Anschluss an die Arbeiten von Winkler und Milligan vertreten hat – ohne allzu viele Argumente vorzubringen, denn diese These ist mit Heindls Partitivitätsthese durchaus vereinbar. Es bleibt auch offen, ob die Beschränkung auf einen einzigen mittelhochdeutschen Text (*Herzog Ernst*) als typologische Vergleichsgrundlage vertretbar ist, denn immerhin hätte man durch eine vollständige textübergreifende Analyse einzelner Verbalphrasen eine bessere Beleggrundlage erreichen können. Ein großer Teil der alt- und mittelhochdeutschen Texte ist heute in elektronischer Form frei verfügbar und kann daher mit einem einfachen Suchprogramm korpuslinguistisch genau analysiert werden. Das berührt aber keineswegs den Wert dieser Arbeit, der ja in der detailreichen Darstellung und in der nachvollziehbaren Einzelargumentation liegt; doch in eben diesen Details und Argumentationen erweist sich oft die Grenze der philologischen Belastbarkeit der einzelnen Belege.

Die sprachliche Gestaltung zeigt gelegentlich Lektoratsmängel, wie undeutliche Satzgrenzenbezeichnungen (z.B. S. 33, Zeilen 1 und 8) und abgebrochene Sätze (z.B. S. 22, Zeilen 7–9). Durchwegs wird das Adjektiv *slawisch* entgegen der neuen Rechtschreibung mit *v* geschrieben, ohne dass dies in irgendeiner Weise motiviert wäre. Auch die Phrase *semantische Bedeutung* (S. 98, 99) scheint mir problematisch, solange keine nichtsemantischen Bedeutungen ins Blickfeld kommen. Sehr übersichtlich, geradezu vorbildlich ist die Zusammenfassung S. 241ff.: Sie enthält alle wichtigen Argumentationen und Erklärungsmuster. Das erleichtert zusammen mit dem gut gegliederten Inhaltsverzeichnis die Benützung dieses Buches erheblich, wenn man sich nur auf einen Teil der behandelten Thematik einlassen will oder kann.

Olga Heindls Arbeit ist überaus anregend, gründlich und verdienstvoll. Man muss das gerade in Bezug auf ein so schwer überschaubares Problemfeld beson-

ders hervorheben. Wer sich ernsthaft im Themenbereich Aspekt, Aktionsart und Kasus im Germanischen orientieren will, wird an dieser Untersuchung nicht vorbeikommen. Dass (vorsichtig formuliert) nicht überall das letzte Wort gesprochen ist, kann man der Verfasserin nicht anlasten – denn wer aus der Forschungsgemeinschaft könnte das selbst für sich behaupten?

Literatur

- Croft, William. 2001. *Radical Construction Grammar*. Oxford: Oxford University Press.
- Schrodt, Richard. 1992. Die Opposition von Objektsgenitiv und Objektsakkusativ in der deutschen Sprachgeschichte: Syntax oder Semantik oder beides? In: *PBB* 114, 361–394.